

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 27 (1952)
Heft: 12

Artikel: Die "Wohnküche" : ein Weg zurück, aber kein Ausweg
Autor: J.St.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-102470>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grundrißfragen bei genossenschaftlichen Wohnbauten

Durch die gestiegenen Baukosten und den Abbau der Wohnbausubventionen ist die Aufgabe der Baugenossenschaften viel schwieriger geworden. Die Aufgabe der Baugenossenschaften besteht in der Hauptsache darin, billige Wohnungen zu bauen und die Wohnkultur der minderbemittelten Bevölkerung zu heben. Wenn nur die eine Hälfte dieser Doppelaufgabe gelöst wird, so werden die Erwartungen nicht erfüllt, die die Öffentlichkeit in die Baugenossenschaften setzt. Wenn nur billige Wohnungen erstellt werden, ohne daß man sich gleichzeitig bemüht, die Wohnkultur zu heben, so ist das unbefriedigend, und wenn umgekehrt komfortable Wohnungen unbekümmert um den hohen Mietzins gebaut werden, so entspricht das den Vorstellungen im Volk von der Tätigkeit der Baugenossenschaften noch weniger. Erst die Berücksichtigung beider Zielsetzungen, billige und gleichzeitig gute Wohnungen zu bauen, wird der Aufgabe der Baugenossenschaften gerecht.

Der in jüngster Zeit erfolgte Abbau der Wohnbausubventionen drängt die Baugenossenschaften dazu, bei der Erstellung von Wohnungen nach massiven Einsparungen Ausschau zu halten. Weil kleine Komforteinsparungen nicht zu billigen Mietzinsen führen, wird an der Wohnkultur abgebaut. Es tauchen leider da und dort Versuche mit Primitivbauten auf, die eine Abkehr von der jetzt gültigen Wohnkultur bedeuten. Gewiß — auch diese stark vereinfachten Wohnungen können heute in der Wohnungsnot vermietet werden, aber ebenso gewiß ist, daß solche Wohnungen in späteren Jahren für die betreffenden Baugenossenschaften eine Last bedeuten. Wenn einmal der Wohnungsmarkt normalisiert und ein ausreichender Leerwohnungsvorrat vorhanden ist, so ist die Vermietung von primitiven Wohnungen ungünstig, und je nach der Art der getroffenen Einsparung stellen sich auch die Unterhaltskosten höher.

Die Wohnkultur findet ihren Niederschlag, neben anderem, im Grundriß einer Wohnung. Nachstehend sind einige Beispiele angeführt, wie an bisher bewährten Grundrißlösungen abgebaut wird und in welcher Richtung Sparvorschläge gemacht werden.

Der Korridor einer Wohnung wird ganz oder teilweise weggelassen. Die Räume, die bisher vom Korridor aus betreten wurden, werden jetzt von der Stube aus erreicht. Die Stube ist also zum Korridor geworden. Das hat verschiedene Nachteile. Die Küchengerüche und -dämpfe werden nicht mehr vom Korridor aufgefangen, sondern breiten sich in der Stube aus. Die Küchendämpfe insbesondere sind gar nicht harmlos, weil die Feuchtigkeit sich an den Tapeten festsetzt und Schimmel erzeugt, in den Schränken wird die Wäsche muffig, und das Lederzeug läuft grün an, auch die Möbel können durch Aufquellen des Holzes Schaden nehmen. Oder wenn die Hausfrau von Einkäufen mit der vollen Markttasche nach Hause kommt,

so muß sie mit den schmutzigen Straßenschuhen zuerst die Stube durchqueren, bevor sie in der Küche abstellen kann. Ähnliche Mängel zeigen sich, wenn das Bad direkt von der Stube betreten wird, statt wie üblich vom Korridor her. Auch die sogenannten «gefangenen Zimmer», wo ein Zimmer nur durch ein anderes Zimmer erreichbar ist, bedeuten einen Rückschritt. In der Benützung eines Zimmers ist der Bewohner viel freier, wenn er dasselbe von einem neutralen Raum, dem Korridor, aus betreten kann. Die Weglassung des Korridors bringt so viele Nachteile mit sich, daß besser auf diese Kosteneinsparung verzichtet wird.

An Stelle des Badzimmers in jeder Wohnung wird pro Haus ein Gemeinschaftsbad im Keller eingerichtet. Die Gemeinschaftsbäder haben sich nicht bewährt. Sie werden ungenügend gepflegt, sind unsauber und unhygienisch. Da die Benützung außerhalb der Wohnung zudem umständlich ist, so werden die Gemeinschaftsbäder von den einen Hausbewohnern nur selten, von den andern überhaupt nicht benützt. Versuche mit Gemeinschaftsbädern in Mehrfamilienhäusern, die in früheren Jahren gemacht worden sind, haben zu diesem ungünstigen Resultat geführt. Der berechtigte Wunsch nach einem eigenen Bad *innerhalb* der Wohnung ist bei jedem, auch dem unbemittelten Mieter, vorhanden. Das eigene Bad haben gerade jene am nötigsten, die tagsüber mit schmutziger Arbeit beschäftigt sind. Wird aus Spargründen auf die Erstellung von Badzimmern verzichtet, so werden von den Mietern später Begehren zur Einrichtung von solchen gestellt, die dann leider aus Platzgründen und wegen der unverhältnismäßig hohen Kosten nicht erfüllt werden können.

Es kommt auch vor, daß im Zuge des Sparens die Balkone geopfert werden. Im ersten Augenblick leuchtet eine solche Maßnahme ein. Eine Wohnung ist schließlich auch ohne Balkon eine Wohnung. Aber diese Wohnung ohne Balkon hat entschieden einen viel kleineren Wohnwert. Gerade in städtischen Verhältnissen ersetzt der Balkon das in Mehrfamilienhäusern verloren gegangene Gärtlein. Auf dem Balkon können Blumen gepflegt werden, kann die Hausfrau in der Sonne Strümpfe stopfen, kann das Laufgitter für den kleinen Hansli im Freien aufgestellt werden. Ja es ist sogar erwünscht, daß dieser Balkon beim Projektieren nicht zu klein gerät, am besten nischenförmig in die Wohnung hineingezogen wird, damit er zum wirklichen Wohnbalkon wird.

Das sind einige Hinweise auf Grundrißfragen, die heute unter dem Drucke von Spartendenzen besonders aktuell sind. Bei Entscheiden über Einsparungen darf aber nicht nur von der heutigen Situation ausgegangen werden, man muß auch an später denken. Auf Kühlschränke, Deckenheizung und ähnliches kann gewiß verzichtet werden, aber die Baugenossenschaften tun gut daran, wenn sie am Wichtigsten, das zu einer Wohnung gehört, keine Abstriche vornehmen. Hö

Die «Wohnküche» — ein Weg zurück, aber kein Ausweg

In den Diskussionen um eine Verminderung der Wohnbaukosten und eine Herabsetzung des Mietzinsanteiles am Einkommen der Arbeiter und Angestellten wird neuerdings vermehrt von der Rückkehr zur «Wohnküche» gesprochen. Auch im Abstimmungskampf um die stadtzürcherische Motion

«Tausend kommunale Wohnungen» fochten Gegner der Motion mit diesem Argument.

Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit der Wohnungsbau mit der Beschränkung auf Wohnküchen tatsächlich eine wesentliche Verbilligung erfahren würde; klar ist, daß

angesichts der heute sehr kleinen Küchen grundrißlich gar nicht so viel eingespart werden könnte. Es geht uns darum, zu zeigen, wie die Rückkehr in die Wohnküche im täglichen Leben sich auswirken müßte und was für Weiterungen sie etwa hätte. Der Schreiber dieser Zeilen darf behaupten, einige Sachkenntnis zu besitzen, denn er hat seine ganze Jugend, bis ins zwanzigste Altersjahr, mit Eltern und fünf Geschwistern zusammen in einer Wohnküche erlebt. Und falls es so etwas wie Seelenwanderung und leibliche Wiedergeburt geben sollte, möchte er deponiert haben, daß er nicht noch einmal in einer Wohnküche aufzuwachsen wünscht. Möge der Herrgott sich an die freiwilligen Rückschrittler halten, die, wie es scheint, jetzt besonders in der Stadt Zürich in genügender Menge vorhanden sind.

Verzicht als Patentlösung

Von den Verfechtern der «billigen Wohnküche» wird gerne darauf verwiesen, viele Leute, speziell Arbeiter, hielten sich lieber in der Küche als im Wohnzimmer auf. Nun, es ist zweierlei, ob man die Küche als *einen* der vorhandenen Wohnräume benützt oder ob man ausschließlich auf sie angewiesen ist. Wir müssen also zunächst klarstellen, daß die «Wohnküche», wie sie aus Sparsamkeitsgründen gemeint ist, den Verzicht auf die «Stube» zur Voraussetzung hat; in der Einsparung der Baukosten für das Wohnzimmer liegt ja der ganze Sinn der angeblich so einfachen und billigen Lösung. Und zum andern ist diese Patentlösung in erster Linie für *kinderreiche* Familien gedacht, denn sie haben Mühe, Wohnungen zu finden und den hohen Mietzins aufzubringen

«Trautes Heim . . .»

Folgerichtig begeben wir uns also nun in die «Wohnküche» einer kinderreichen Familie. Es ist fünf Uhr abends. Die Mutter kocht das Nachtessen; das Fenster ist trotz Winterzeit geöffnet, damit der Dampf abziehen kann. Die kleinen Kinder spielen und lärmen. Zwei Kinder sitzen am Küchentisch und «machen» Schulaufgaben; ängstlich schauen sie immer wieder auf die Töpfe der Mutter, mit denen diese auch am Tische hantiert. Bald hört man Klagen, es gebe Spritzer auf die Hefte, morgen werde der Lehrer wieder «schön» schimpfen. Die Mutter mahnt zu vermehrtem Aufpassen und fügt bei, der Lehrer solle weniger Aufgaben geben. Jetzt schreit das kleine Marieli los, weil Peter auf seine Finger getreten hat. Die Mutter wird ungehalten, die Schüler jammern, es sei jeden Tag dasselbe, man könne einfach nicht in Ruhe die Aufgaben erledigen. Schließlich heißt es, so, jetzt abräumen, der Tisch muß gedeckt werden, gleich kommt der Vater heim . . .

Nach dem Nachtessen und Geschirrabwaschen bietet sich folgendes Bild: Der Sekundarschüler Fritz behauptet einen schmalen Tischplatz, an dem er seine Schularbeiten fortsetzt. Immer wieder muß er bitten, ihn nicht anzustoßen, auch etwas ruhiger sollte es sein. Der Vater raucht die Pfeife und ist dabei, ein Paar Bubenschuhe frisch zu nageln. Die Mutter rüstet die kleineren Kinder «für ins Bett». Da läutet es. Ein Partei- oder Vereinsfreund des Vaters kommt die Beiträge einzichen, läßt sich für «fünf Minuten» nieder und beginnt eine einstündige Diskussion über den baldigen Anbruch des Goldenen Zeitalters oder ein anderes wichtiges Ereignis. Unterdessen sind wenigstens die Kleinen ins Bett abgeschoben worden; die Mutter hat die Nähmaschine herbeigeholt und macht sich an derselben zu schaffen. Lorli muß noch ein Gedicht lernen, Werner hört es ihr ab. Und immer noch sitzt Fritz da und müht sich ab, seine mathematischen Formeln zu Papier zu bringen — da gibt er's auf, gibt vor, mit einem Nachbarsbub

beraten zu wollen, und verzicht sich an die frische Luft, bis es Zeit wird, ins Bett zu gehen.

Das ist die Wohnküche, wie sie dem Schreiber dieser Zeilen in Erinnerung blieb und wie sie zwangsläufig sein muß, wenn eine große Familie keine Wohnstube hat und in die Küche gepfercht wird! Trautes Heim . . . ?

Frauen und Kinder sind die Leidtragenden

Wir Kinder einer großen Arbeiterfamilie, der außer den Schlafzimmern nur die Küche zur Verfügung stand — wie übrigens allen unsern Nachbarn auch —, konnten während unserer Schuljahre nie ungestört ein Buch lesen. Immer war «Betrieb» in der Küche. Jeder Besuch wurde dort empfangen, dort wurde verhandelt, was immer es zu verhandeln gab. Im Sommer verzogen wir uns an Regentagen manchmal auf die Winde; im Winter konnten wir höchstens in der Schule «unter der Bank» unserer stundenplanwidrigen Leselust frönen, was allerdings zu spürbaren Meinungsverschiedenheiten mit dem Lehrer zu führen pflegte.

Die Rückkehr zur Wohnküche als genereller Einrichtung für kinderreiche Arbeiterfamilien wäre eine große Gefahr für das Mitkommen der Kinder in der Schule, vor allem in der Sekundar- und in der Gewerbeschule. Dies müßte sich auswirken auf die Qualität des beruflichen Nachwuchses, welcher doch gerade für die schweizerische Präzisionsarbeit von so großer Bedeutung ist.

Die Frauen und Mütter kämen aus der Küche überhaupt nicht mehr heraus. Arbeitszeit wie Freizeit würden sich innerhalb der gleichen vier Wände abspielen. Von früh bis spät von Lärm und Küchendunst umgeben, müßten sie das klassische Proletariendasein erdulden. Der Wunschtraum aller Reaktionen, die Küche zum alleinigen «Lebensraum» der Frau zu machen, wäre exemplarisch erfüllt! Wahrhaftig, eine *billige* «Lösung»!

Ungeahnte oder beabsichtigte Folgen?

Mit dem Verzicht auf eine Wohnstube verbindet sich der Verzicht auf viele andere Dinge. Wer kein Wohnzimmer hat, benötigt keine «Stuben»-Möbel. Bilder, Bücher, Teppiche und anderer «Luxus» sind dann ebenfalls überflüssig.

Man könnte den Verzicht auf alle diese Anschaffungen und Ausgaben «Einsparungen» nennen, dürfte aber wohl doch nicht übersehen, daß es sich — volkswirtschaftlich betrachtet — alsbald um einen namhaften Konsumausfall handeln würde. Daß diese «Einsparungen» übrigens sehr bald durch Lohn-«Einsparungen» dahingingen, beweist die Erfahrung nur zu gut. *Diesen* fetten Hasen möchten eben gewisse Herren sich gerne in *ihre* Küche jagen lassen.

Vieles an der heutigen Wohnkultur ist sicher falscher Schein, unpraktisch, teuer und eine Quelle vieler Sorgen. Wir sind die letzten, die dem Hochglanzbuffet das Wort reden oder für die durch Deckeli geschützten «Sonntagsmöbel» plädieren wollen. Aber der Verzicht ist kein Ausweg. Wir brauchen praktische Möbel, Gebrauchs- und nicht Ausstellungsgegenstände, Wohnstuben und nicht Paradezimmer. In Tausenden von Angestellten- und Arbeiterwohnungen finden wir heute schon vernünftig eingerichtete Wohnzimmer, die wahre Heimstätten für Kinder und Erwachsene sind. Diesen Weg gilt es weiterzugehen. Und gegen die zu hohen Baukosten ist der Kampf gegen Spekulanten, für staatliche und kommunale Wohnbauförderung — im Zusammenhang mit der gewerkschaftlichen Lohnpolitik — das wirksamere Mittel als der resignierende Rückzug in die enge Küche der «Arme-Leute-Wohnung»!

Wir nehmen nicht an, die «Wohnküche» werde als *generelle* Einrichtung für Arbeiterwohnungen sich wieder durchsetzen. Man läßt heute diesen Lockvogel fliegen, um arme Mieter zu verwirren, die unter der schweren Last der hohen Mietzinse und Preise stöhnen. Daß man unter dem Deckmantel «wohlwollenden Verständnisses» den einfachen Leuten ausgerechnet in einer Zeit glänzenden Geschäftsganges und phantastischer Bereicherung großkapitalistischer Kreise den Verzicht

auf eine anständige Wohnung zumutet, läßt allerdings tiefblicken. Es ist kaum auszudenken, was reaktionären Draufgängern in weniger profitablen Zeiten erst alles einfallen würde. Der aufmerksame Beobachter ersieht daraus ein neues Mal, wie ungesichert, ja gefährdet, die sozialen und zivilisatorischen Errungenschaften auch der schweizerischen Lohnverdiener immer noch sind.

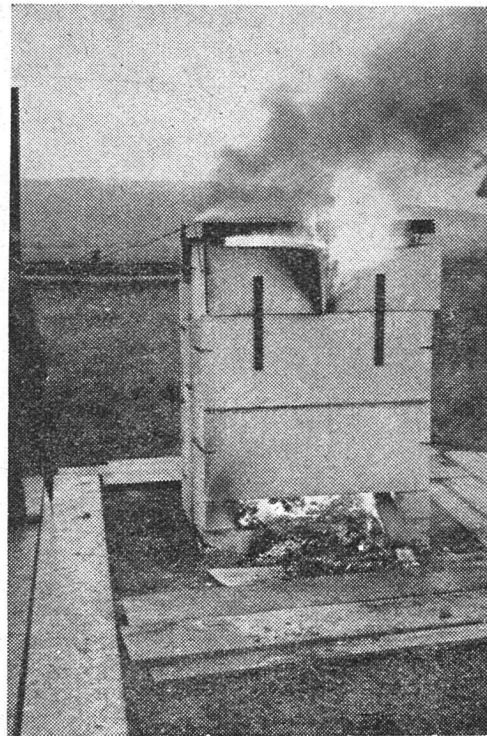
J. St.

Ein schweizerischer Porenbeton

In Deutschland und Schweden wird seit Jahren als Leichtbaustoff ein sogenannter «Porenbeton» verwendet. Das sind Betonplatten und Betonsteine, die ein geringes Gewicht aufweisen, hohe Wärmeisolationseigenschaften besitzen und die sich leicht bearbeiten lassen, trotzdem aber als tragendes Bauelement verwendet werden können. In der Schweiz fehlte bisher ein ähnliches Produkt, weil bei uns die entsprechenden Rohstoffe fehlten.

In zweijähriger Entwicklungsarbeit ist es nun einer Winterthurer Firma gelungen, ein ähnliches Produkt herzustellen.

Als Grundstoff für die Herstellung des Winterthurer Porenbetons dient der in dieser Gegend zu relativ geringen Kosten abgebaute Moränensand, als Bindemittel wird ein Industrieabfallprodukt verwendet, das bisher überhaupt keine Abnehmer fand, nämlich der bei der Azetylgewinnung anfallende *Karbidkalkschlamm*. Dieser weißliche Schlamm wurde bisher von den Wasserstoffwerken in Winterthur-Seen einfach auf offenem Gelände zu wahren Bergen aufgeschüttet, und die weiteren Ablagerungsmöglichkeiten bereiteten der Firma einige Sorge. Die Verwendung des Karbidkalk-



Die kleine, provisorisch eingerichtete Fabrik in Seen, fast ein größeres Labor, gehört der «Porenbeton AG Winterthur», die vom Tiefbauunternehmer *A. Kiesel* aufgezo-gen wurde. Die Entwicklungsarbeiten leitete der deutsche Fachmann für Leichtbaustoffe Ingenieur *W. Biek*. Nachdem nun die Entwicklungsarbeiten soweit abgeschlossen sind, daß die ersten Untersuchungsberichte der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt vorliegen, erhielten die Vertreter der Fachpresse, der Behörden und Interessenten aus Kreisen der Winterthurer Baugenossenschaften Gelegenheit, den Fabrikationsbetrieb zu besichtigen und Demonstrationen über die Verwendungsmöglichkeiten des Porenbetons beizuwohnen.

schlammes als Bindemittel ist also auch in dieser Beziehung interessant, wird er doch praktisch gratis erhältlich sein.

Sand und Kalkschlamm werden zunächst mit speziellen Mischmaschinen in bestimmtem Mischverhältnis homogen miteinander vermengt. Im weiteren Verlauf des Herstellungsverfahrens wird dann dieser Masse ein *Treibmittel* auf Aluminiumbasis beige-fügt. In der zähflüssigen Masse passiert nun etwas Ähnliches wie in einem Kuchenteig, dem man Backpulver beige-setzt hat. Es entwickeln sich unzählige kleine Gasbläschen, und das Volumen des Betons wird «aufgetrieben». Diese Masse erstarrt vorläufig nur so weit, daß sie wie ein Käse zu Platten von beliebiger Dicke geschnitten werden